

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 3. Mai 1917

## Der Magier.

Von Gustav Schwarzkopf.

„Bitte meine Damen und Herren, bitte in das Musikzimmer zu gehen. Herr Professor Kymenos wird so liebenswürdig sein, uns einige seiner hochinteressanten Experimente zum besten zu — vorzuführen.“

„Unter Steffi“, der beliebte Salomvirtuose, hat sich herbeigelassen, die Vorstellung musikalisch einzuleiten. Er macht Gespinnstermusik, wilde Phantasien, schrille Dissonanzen, Hymnen und langames Ertrinken in zingehauchten erbebenden Tönen mit hartem Anschlag. Die Gesellschaft hat den guten Geschmack, die künstlich herbeigeführte Stimmung nicht durch Beifallsäußerungen zu zerstören; sie verhält sich schweigend. Steffi findet diesen guten Geschmack sehr tolllos.

Man hat nicht Zeit, Steffis Aergern zu bemerken, denn der „Professor“ lenkt alle Blicke auf sich. Man hat ihn während der Ouvertüre nicht gesehen, sein Kommen nicht gehört, übrigens sind die Türen geschlossen. Der Blick, auf dem er jetzt steht, war noch vor einer Sekunde leer. Das wirkt. Sein Aergern erhebt die Wirkung. Die Natur hat etwas für ihn getan, hat ihn für sein Handwerk gerollt und sie hat an seiner noch bestehenden Geschäftlichkeit eine intelligente Mitarbeiterin gefunden. Die Maske ist vorzeitig abgeworfen. Lange hagere Figur, bleiches Gesicht mit tiefen Augen, schwarzer Vollbart, das schwarze dicke Haar fällt in langen Strahlen herab.

Er beginnt mit einer dunklen Erklärung seiner Kunst, seiner Absichten, er deutet geheimnisvolle Zusammenhänge an und dabei gebraucht er die Triad, so lese zu sprechen, daß die Anwesenden in vorgebeugter Haltung lauschen müssen, wenn sie seine Worte verstehen wollen. Der ungläubige Spötter der Gesellschaft muß die Bemerkung, die er für die Situation vorbereitet hatte, unterdrücken; unwillkürlich zur Nachgebung getrieben, tritt auch er den Atem an und lauscht. Durch den Zwang, den sie sich selbst auferlegen, werden sie alle unfrei; der eigentümlich singende Tonfall des Sprechers schlafert ihre Denkfähigkeit; sie sind bereit für das Wunderbare.

Er läßt nicht lange auf sich warten. Der Professor fühlt, daß er die günstige Stimmung des Publikums nützen muß, er verläßt die graue Theorie und zeigt seine Kunst. Er bringt jedem etwas, kleine Kraftproben aus den verschiedenen Gebieten. Zuerst produziert er sich als wohlgelegener Gedankener, der seine Gabe nicht mißbraucht, der bei den Personen, die sich ihm zur Verfügung stellen, nur harmlose, unerschöpfliche Gedanken vorfindet. Dann zeigt er hübsche Taschenspielerkunststücke, ein buntes Allerlei aus dem Reich der „höheren Magie“. Er läßt Gegenstände verschwinden und holt sie aus fremden Tischen hervor, er zerstückt Uhren und löst Tauben, die dann wieder ganz und unverletzt gezeigt werden, er findet Nadeln, die man sorgfältig versteckt hat, nennt laut Zahlen und Karten, die einer der Anwesenden den anderen zugeworfen hat usw.

Pötzlich erscheint er mit einer jungen Dame. Wo hat er die nur hergezaubert? Sie muß die ganze Zeit hinter einem Fenstervorhang oder hinter dem hölzernen Heiligen versteckt gewesen sein. Ihre Erscheinung widerspricht nicht dieser Vermutung. Lang, unheimlich schlank und dünn, blaß-blonde, spärlich gelockte Haare, die das blutleere Gesicht noch fahler erscheinen lassen. Ihre Kleidung, ein schmutziger, sadartiger, staubgrauer Leberwurst, ist nicht gesellschaftsfähig; ihr Benehmen auch nicht. Sie macht dem Auditorium nicht die übliche Verbeugung. Sie steht starr vor sich hin, nichts bewegt sich an ihr.

Nach einigen Minuten ist die junge Dame in hypnotischen Schlaf verfallen. Auf Befehl ihres Herrn und Meisters gibt die Schlafende Antwort und vollführt die erstaunlichsten Dinge. Wieder zum Bewußtsein gebracht, gehorcht sie den Befehlen, die man der Schlafenden erteilt hat. Sie sieht Fenster und Türen da, wo sie nicht sind, spricht mit Abwesenden, sie liebt, haßt und — nicht auf Kommando, sie wird in Haltung, Gebärden und Ton zum Unwissenden, verschüchterten kleinen Kind, sie zeigt die Angst der Schiffbrüchigen, den ausbrechenden Wahnsinn der Verzweifelten.

Durch den halb dunklen Raum geht ein leises Schauern. Die Damen und Herren haben wohl schon oft von diesen Experimenten gehört, die meisten haben auch schon früher ähnlichen Produktionen beigewohnt, aber nie

haben sie eine ähnliche Wirkung gespürt.

Nun noch eine kleine spiritistische Séance. Ein wenig Tischreden, ein wenig Klappen, und endlich läßt sich die junge Dame von schreibsüchtigen Geistern den Bleistift in die Hand zwingen, der in wunderlichen Sprüngen über das Papier tanzt und die erstaunlichsten Schriftproben liefert.

Man folgt der Aufforderung der Hausfrau, sich in den Speisesaal zu begeben. Der kurze Weg wird von der Gesellschaft schweigend zurückgelegt. Auch der Anblick des gedeckten Tisches gibt ihr nicht gleich die Stimmung zurück. Das volle Licht blendet alle. Es zeigt bleiche Gesichter, nervöses Zucken, unsicher blinkende Augen. Erst nach einer Minute erinnern sich die Geisteslosen an die Verpflichtung, der Hausfrau und dem Professor zu danken. Man umringt ihn. Einige Neugierige möchten auch die Bekanntschaft des Mediums machen; die junge Dame ist spurlos verschwunden, man muß sie auf dem Wege ins Speisezimmer verloren haben.

Der Professor quittiert herablassend die seiner Kunst dargebrachten Huldigungen. Er spricht jetzt etwas lauter, wieder in dem eigentümlichen singenden Tonfall und mit einer seltsamen Dehnung einzelner Worte, die dadurch einen fremdartigen Eindruck machen. Die Anerkennung scheint ihm nicht sonderlich zu schmeicheln; um seine Lippen zuckt es spöttisch und ironisch, von der servilen Freundlichkeit der „Künstler“ ist bei ihm nichts zu verspüren.

„Sie sind sehr nachsichtig. Es war ja gar nichts. — Einige Bogatellen — arme, kleine Kunststücke. — Die großen Sachen machen mich zu müde.“

Zu früher, als ich noch jung war, damals, als ich am Hof der großen Katharina meine erste Séance gab —

Eine kleine Pause. Dann erst lachen die Umstehenden über die scherzhaften Liebertreibungen. Das sollte es doch wohl sein. Das Lachen ist aber gezwungen, es klingt etwas wie Unbehagen heraus.

„... aber ich werde mir die Freiheit nehmen, noch einige bescheidene Kleinigkeiten vorzuführen, die über- all interessiert haben — nicht jetzt — unangekündigt — beim Souper.“

„Bravo — Bravo — Sehr liebenswürdig!“

Bei Suppe und Fisch pflegt die Konversation nie besonders lebhaft zu sein, sie war an diesem Abend trübselig. Einige dürftige, erbarungswürdige Galanterien und Redereien, eine Zeitungsnovelle, die man mit großer Anstrengung durch Zersetzen und Dehnung ergiebiger zu machen bemüht war, ein armliesiges Witwort, das mit vereinten Kräften totgeschlagen wurde. Die Dame, die neben dem Professor sitzt, eine ältliche Verwandte des Hauses, sucht aus Rücksicht für den Gast, da es nun doch einmal über die üblich ist, derlei Leute als Gäste zu behandeln, ein Gespräch über die vierte Dimension in Gang zu bringen am andern Ende der Tafel erzählt ein älterer Herr eine lange Geschichte, die er sehr komisch findet. Die schwebende Pointe erregt er durch forciertes lautest Lachen. Ein dankbarer Blick der Hausfrau belohnt ihn.

Dann wird es wieder unheimlich still. Man bemerkt, wie der Professor seine Gabel nimmt und an ein Glas klopfet. Das gibt einen ganz merkwürdigen schrillen fremden Ton. Will er einen Toast ansbringen? — Ah, gewiß ein Experiment.

Der Professor behandelt die Gabel wie einen Totkopfe. Er hält sie hoch und macht dann eine Bewegung wie ein Kapellmeister, der das Zeichen zum Einsetzen gibt.

Und es wird pünktlich eingeseht — von allen. Alle beginnen zu gleicher Zeit zu sprechen und alle fangen ihre Sätze mit „Ich“ an. Laute, lärmende, selbstbewußte „Ichs“, schütterne, zaghafte „Ichs“, pathetische, salbungsvolle, wildgeniale, gepreiste, verschämte, toterte „Ichs“ durcheinander. Eine große wohl instrumentierte „Ich-Symphonie“! Jeder erzählt von seinen Absichten, seinen Gedanken, seinen Plänen, Talenten, Erfolgen, von seinen Leiden und seinem Glück, von seinen Zweifeln und seinen Hoffnungen. Zurückhaltung, Selbstbeherrschung und Zwang, Rücksicht, Höflichkeit und lauter erzwungener Takt sind verschwunden, alle Bande der gesellschaftlichen Zucht sind zerrissen. Niemand bringt mehr das Opfer, dem andern zuzuhören oder auf das Gesprächsthema des andern einzugehen. Jeder hört nur sich selbst, interessiert sich nur für seine eigenen Worte. Und daher fühlen sich alle augenscheinlich sehr zufriedenen und glücklich. Die Wangen sind gerötet, die Augen munter. Der Professor dirigiert noch immer, aber er nimmt das Tempo immer lebhafter, immer schneller. Keiner bleibt zurück. Keiner ermüdet. Wie Sturzwellen schlagen die ge-

heigten Eitelkeiten übereinander. Die rasende Schnelligkeit macht die Worte unverständlich, nur die atemlosen, mit aller Kraft heißer hervorgehobenen „Ichs“ sind noch deutlich vernehmbar.

Der Professor trinkt ruhig. Also kein Experiment? Warum hat er denn an das Glas geklopft? Die Leute haben so schlechte Manieren.

Ein Glück, daß jetzt die „Wissenschaftler“ serviert wird. Keiner hätte Lust, jetzt zu sprechen, alle fühlen sich erschöpft und müde.

Erst der Champagner, den die Hausfrau, um die trostlose Stimmung zu verbessern, früher als sonst einzuschlecken läßt, regen wieder zu lebhafte Unterhaltung an. Das Lachen wird natürlicher, der Gesprächston erlangt die gewohnte Nuance der Vertraulichkeit. Es geht ja eigentlich immer so. Man braucht immer eine gewisse Zeit, um die Altagssituation abzurufen, um die Sorgen, die Unannehmlichkeiten zu vergessen. Nach und nach tauchen alle die gegenseitigen intermedialen Sympathien auf, an deren Besitz man nicht immer denkt, die eigentlich nur ein Nachleben führen und nach Schluß einer Gesellschaft eingetroffen werden, um in der nächsten zu erziehen. Man wird freigebiger im Spenden von Artigkeiten und Anerkennungen. Leicht und mühselos, fast unabhänglich drängt sich das auf die Lippen, was dem andern angenehm sein mag. Ein Gefühl des Wohlgegens, der Sicherheit überkommt die einzelnen. Ist man nicht unter langjähriger Bekanntschaft, unter Freunden, die uns wohl wollen, die uns verstehen, unsere Verdienste kennen und würdigen?

Einer gibt eben dieser Sicherheit bereiten Ausbruch; er spricht von innigem Verständnis, von Waffenbrüderschaft und Freundestreue, von dem Banner des Idealismus, das alle hochhalten, von den Anhängern, die jeder einzelne sich durch Talent und Charakter erworben, von der Arme, die hinter uns steht, bereit, uns vertrauen zu folgen. Er schließt: „Wir können nicht in die Herzen sehen, aber es gibt eine untrügliche Empfindung, die uns sagt —“

Er vollendete den Satz nicht, mit einem zähen Rud wendet er sich seinem Nachbar zu und sieht ihn entstehen an. Jeder starrt mit weit-aufgerissenen Augen seine Nachbarn oder sein Gegenüber an. Jeder einzelne, der sich bisher für den Mittelpunkt der Welt, seiner Welt gehalten, der sich geachtet, geliebt, berührt glaubte, er weiß es plötzlich, was sein Nachbar eigentlich von ihm hält, wie alle Anwesenden über ihn denken. Er kann es so deutlich lesen, als ob es auf der Stirn der andern geschrieben wäre. Durch die verschlossenen Türen und Fenster bringt ein eigentümliches Geräusch, Summen, Schwirren, Zischen, ein Klatsch-Chor, ausgeführt von tausend und tausend Stimmen. Und aus den unentwirrbaren Tönen hört jeder einzelne der Gesellschaft deutlich die Stimmen heraus, die ihm gelten. Die Stimmen einer unarmherzigen Kritik, die alles entstellt, zerstückt und zerlegt, begeistert und beschmüht, alle scheinbaren Motive bloßlegt, alle Hülsen der Menschen heruntergerert. Was ängstlich geheim gehalten wurde — Geredes und Lächerlichkeiten, Mißerfolge, klägliches Jammern und jammervolle Schmerzen — die spitzen Stimmen verkünden es, daß alles schon längst Geheimnis aller Welt ist. Was dem verächtlichen Mittelstand entgeht, das greift der Spott auf, was unter dem Lächeln des Spottes übrig bleibt, das fällt dem Neid als Beute zu. Das Götze, das wenigstens verkleinert und verdächtigt, aber die lustigen, zierlichen Ruhmesgebäude, die aus Schmeicheleien, Eigennutz und Selbstbetrug gezimmert sind, werden von dem Geräusch der schrillen Stimmen weggeholt; ihre obdachlosen Besitzer schauern frigid zusammen, die papierernen Lorbeer, Tugenden und Charakterkronen werden von den Köpfen weggerissen und fallen rascheln zur Erde.

Die Herren und Damen, welche plötzlich so genau darüber informiert werden, welchen Grad sie in der Schätzung ihrer Mitmenschen einnehmen, rühren sich nicht. Der Schreck hat sie gelähmt. Nur ihre Lippen bewegen sich, ihre Zähne schlagen aufeinander, aber sie bringen keinen Laut hervor. Alle gleichen dem Geizhals, der entdeckt, daß seine Kasse leer ist, daß Diebe ihm sein ganzes wohlverdientes Vermögen gestohlen haben.

„Aber Steffi — wie konnten Sie nur?“ Unser Steffi hatte, in der löblichen Absicht der schönen Rede durch einen Tusch einen effektvollen Abschluß zu geben, sich zum Klavier gesetzt — er pflegt das immer so zu machen, wenn sein Freund die Rede hält, — er hatte sich eingebildet, daß ihm wohlbestimmte Stichwort be-

reits gehört zu haben und zu früh mit einem kräftigen Akkord eingeseht.

Der Redner machte eine leidliche Miene zu dem unglücklichen Spiel seines Freundes, seine Erfahrung verbietet ihm aber, die unterbrochene Rede wieder aufzunehmen. Er weiß, daß seine Phrasen eine bestimmte Temperatur brauchen, um zu wirken, und die ist nicht mehr vorhanden. Uebrigens ist man auch schon beim Dessert. Er erhebt nur sein Glas und spricht die ungemöhnlichen Worte: „Auf alle die wir lieben und die uns lieben!“

Steffi jetzt jetzt richtig ein. Er spielt das rauschende Finale aus der „Fledermaus“. Die Gläser klingen aneinander.

Da verändert sich mit einem Schlag das ganze gesellschaftliche Bild. Die Anzahl der Personen hat sich fast verdoppelt. Eine zweite Runde von Frauen und Männern, die über die Köpfe der ersten blickt. Hinter der reizenden Braut, die mit strahlendem Lächeln die Glückwünsche in Empfang genommen hat, steht ein sehr junger Mann im Kostüm eines Eisläufers, an dem Bräutigam hängt ein nachlässig gekleidetes, vergrämtes aussehendes Weib. Hinter dem jungen Dichter, der so schön die echte wahre Liebe bejingt, steht eine die überreich und überaus glücklich geliebte Frau, die ganz gut seine Mutter sein könnte; an einen streng und würdevoll aussehenden Herrn schmiegt sich die beste Freundin seiner Frau; dem salbungsvollen Redner, der den schönen Toast ausgebracht hat, nimmt ein freches kleines Persönchen mit einem Gassenjünglingsgesicht das Glas aus der Hand. Eine Dame und ein Herr, die bei der Tafel weit voneinander entfernt saßen und die sich nur förmlich und fremd begrüßt hatten, stehen jetzt dicht nebeneinander. Die Frau eines sehr einflußreichen Mannes, der die verschiedensten Ämter bekleidet, ist von einem kleinen Hof von vier jungen Leuten umgeben, aber nur die Augen des einen, der schicklich ihre Hand faßt, zeigen Leidenschaft und schwärmerische Verehrung; die drei andern haben bereits Karriere gemacht.

Neben einer Dame, die schon seit längerer Zeit nicht mehr ganz jung ist und seit kurzer Zeit dem Bergsport huldigt, steht eine Figur, die einen seltsamen Gegensatz zu der eleganten Umgebung bildet, ein auffallend hübscher, gebräunter Burche in häuerischer Tracht mit dem Abzeichen des Führers.

Man glaubt den Ton der aneinanderglitzenden Gläser noch zu hören, als die Herrschaften schon lange wieder ihre Plätze eingenommen haben. So kräftig hat es diesmal geklungen. Die meisten Herren lehnen sich jetzt bequem zurück, auch die Damen sind in ihrer Stellung freier geworden. Die leichte Arbeit, die noch zu leisten ist, macht ihnen Vergnügen. Man hat es ihnen so oft gesagt, daß es einen hübschen Anblick genährt, schöne Frauen Bonbons und Früchte essen zu sehen, und so erledigen sie die letzte Programmnummer des Soupers mit bewusster Unmühsamkeit und Akrobaterie. Durch die frischen Erdbeeren, Aprikosen und Trauben, durch die noch sehr köstlichen und sehr geschmackvollen Primeurs wird es den Herren und Damen auch noch in Erinnerung gebracht, daß sie zu den Vorzugten, zu den Erwählten gehören, und zu der Behaglichkeit der Verdauung festhält ein stolzes Gefühl der Genugtuung. Die Blicke werden deutlicher, das Lächeln wird herausfordernder und weiche beringte Finger zerföhren in gedankenlos Spielerei die hübschen nun wohl gewordenen Blumen, die den Schmuck des Tisches bilden.

Von der Dame des Hauses wird ein großes Fest angeregt, das demnächst zum Besten der armen hungernden Schulkinde veranstaltet werden soll. Theater und Langelangel und Zirkus im Freien — alle anwesenden Herren und Damen sollen mitwirken, auch der Herr Professor wird genötigt so freundlich sein, da es sich um einen so eminent wohlthätigen Zweck handelt.

Um den Mund des Professor zuckt es noch stärker als sonst, er nicht nur schweigend. Die Gesellschaft aber nimmt die Idee mit lärmendem Enthusiasmus auf; jeder hat einen Vorschlag zu machen, jeder gibt seine Ersparungen zum besten, alle sprechen auf einmal, und mit Stolz kann die Hausfrau konstatieren, daß ihr Abend — wenigstens zum Schluß — zu den animiertesten gehöre. — Da klirren die Fenster wie vom Sturm gerüttelt, die Türen springen auf und ein eisiger Wind fegt durch den Saal. Die stolzen elektrischen Lichter erlöschen und kleine, düstige flackernde Flämmchen huschen durch den Raum. Die glänzenden Möbel, die funkelnden Gläser sind mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Eine dumpfe, bellende Luft, der „arme Leut“ Geruch

erfüllt plötzlich den Saal, er hat alle die erlesenen Parfüms und den Duft der Blumen verdrängt. Durch die geöffnete Tür drängt sich eine sonderbare Gesellschaft in den Saal. Weiber und Kinder in Lumpen mit grauen Gesichtern und gierigen Augen, — mit bloßen Füßen gleiten sie lautlos über die schweren Teppiche, in einer Sekunde haben sie den ganzen Tisch umzingelt.

Die drohende Gespenster stehen sie hinter den Damen und Herren, die sich doch eben so freudig bereit erklärt hatten für sie zu spielen, zu singen und zu tanzen, und ihre schmutzigen Hände wühlten in den Taselassfäden, nehmen den Damen die Süßigkeiten aus den Händen, greifen nach den Gläsern, welche die Herren eben zum Mund führen wollten. Mit einer Kraftanstrengung, die für hartes Brot berechnet ist, zermalmen ihre Zähne die kostbaren Lederbissen. Noch laudend und schmeichelnd greifen die Weiber nach den glänzenden Steinen in den Haaren der Damen, noch den Schleifen und Blumen, ihre abgearbeiteten rauen Hände zerbrechen im plumpen grotesken Spiel die zierlichen Spigen und Federnäher. Die Buben nehmen die bunten Bänder, Kreuze und Sterne von den Fräulein der Herren und heften sie an ihre Lumpen und all der Glanz, die Größe, die Würde und Bedeutung, die diesen Zeichen innewohnt, umstrahlt plötzlich die ausgemergelten Gestalten dieser hoffnungsvollen Jugend.

Die Damen und Herren aber, ihrer Kopfbarkeiten und Ehrenzeichen beraubt, sehen plötzlich alt aus und grau und verfallen. —

„Alles das hätte der Herr Professor Kymenos zeigen können, wenn er wirklich ein Zauberer gewesen wäre!“

## Die indische Witwe.

Von Max Krell.

Als der „Herzog Alexander“ eben verlassen hatte und mit südöstlichem Kurse in das sehr stille Arabische Meer hinausfuerte, ließ sich Herr Cuper, der Birmann, neben Andreas Nubel, der indische Mann, weiß und geistig wie im eingeschlachten Wissen um alle Art von Bequemlichkeit. Er entzündete die Zigarette, ließ das Streichholz in der dünnen braunen Hand zu Ende schmelzen und betrachtete den schwarzen dürren Rest mit einem Blick melancholischen Ernstes.

„Sie fragten mich“, begann er aufschauend, „nach dem allen Bräutchen der Witwenverbrüderung in Indien. Gewiß sind sie verboten, aber nicht alle Gesetze des Diktators werden befolgt.“ Er warf endlich die Asche des Stöckchens beiseite, die er noch immer in der Hand gehalten hatte. Seine Augen folgten den kleinen Wellen, die jetzt wie lustige junge Delphine aufsprangen und die See bis in den Horizont hinein bedeckten. „Ich begreife, daß man nach den Begriffen der christlichen Moral keine Sympathie mit dieser Tradition haben kann. Nach unserer Auslegung ist aber die Witwe der zufällige Rest eines abgeschiedenen Lebens, dem sie so wenig wie früher zuseht, über sich zu disponieren. Wie die verschiedenen Klassen die Liebertiererei festhalten, wird Ihnen diese Episode beleuchten.“

Ein sehr vornehmer Mann mit Namen Kuska war eines plötzlichen Todes verstorben. Seine Jugend, seine gesicherte Existenz, Ansehen und Gesundheit hatten niemandem mit seinem frühen Tod rechnen lassen, am allerwenigsten seine junge Frau, die ein so schönes wie frühliches Geschöpf war und Kuska hieß. Ich weiß nicht, ob das Gerücht recht hatte; jedenfalls sagte der Mund der Leute: sie hätte ein leichtfertiges Wesen gehabt, sei unbescheiden, ja treulos gewesen und nicht selten auf geheimen Gängen bestroffen worden. Der reiche Kuska hatte zu jener Sekte gehört, die durch einen schweren Eid verpflichtet ist, die alten religiösen Bräuche und Traditionen auch gegen den englischen Widerstand aufrecht zu erhalten. Eine Art geheimes Gericht tagte und hatte in jedem einzelnen Falle zu beschließen, wie das Gebot der Witwenverbrennung durchzuführen sei.

Als Kuska gestorben war und Kuska überdachte, was ihr bevorstand, verfluchte sie zuerst durch allerlei schmeicheleiche Reden die Freunde ihres Mannes zu bestimmen, mit dem alten Gesetz zu brechen und ihr das Leben zu sparen. Aber sie mußte fühlen, daß selbst ihr verführerisches Gebahren die Männer nicht im eingezeichneten Pflichtgefühl beirerte. Endlich war einer, dem sie die Fesseln der Befreiung entlockte. Es scheint nun, daß dieser, ein gewisser Nandra, den Plan faßte, die ihren Söhngen treue

Sekte der Regierung zu verraten. Es kam indessen nicht soweit. Nandra verschwand am Abend nach Russias Tode, und man weiß nur soviel, daß er seinen heimlichen Weg zu Kuska nicht vollendet hat.

Andere Tages sollte die Einsegnung des reichen Mannes vor sich gehen und für eine sehr viel spätere Stunde hatte der Geheimkonvent die Verbrüderung Kuska in einem Geheiß, etliche Meilen oberhalb der Stadt, angelegt. Kuska, um die erwartete Rettung betrogen, eilte noch am Vormittag zu den Behörden. Sie erwirkte auch unverzüglich einen Schutz mehrerer unauffälliger Wärter. Diese Leute begleiteten sie selbst bei den Begräbniszeremonien für Kuska, ließen sie nie aus den Augen und waren wie automatische Wälder zur Stelle, wenn irgendwo in Kuska Nähe trat.

Diese Wärter wurden geradezu unvermeidlich. Sie umstellten das Haus der Witwe als Spaziergänger, Händler, Bettler, sie blieben auch in der Nacht, saßen in den Gärten umher, im Fluß des Hauses, so unauffällig, daß niemand Verdacht schöpfen konnte.

Gegen Mitternacht aber kam ein stummer und langer Zug durch die Straße. Paktre, Bücher, Flagellanten, Laube, Kranke und eine Menge Volts, das sonst um diese Stunde nicht mehr auf den Straßen zu finden ist. Er machte vor Kuska Tür Halt und ein schmächtiger Greis von gelber Gesichtsfarbe, verschlossener Miene und einer zögernden Gebärde rief dem Wachmann zu, der auf das Klopfen heraustrat:

„Bringt die Tote zur Ruhe, die in eurem Hause liegt!“

Der Wachmann antwortete, daß in diesem Hause keine Tote liege. Wenn man aber Kuska's Mann meine, so sei er schon um Mittag verbrannt worden. Im übrigen solle sich der Kuska's gerstren und jeder heimgehen.

Der Greis lächelte nur ein schwaches, kurzes Lächeln.

„So werden wir sie selbst zur Ruhe bringen!“ Und er klopfte dreimal in die Hand. Da entriegelte sich der Laden eines oberen Fensters. Eine Hand wurde sichtbar, dann ein Kopf, aber es war ein fürchterlicher Kopf, weiß und blutig, von einer tiefgeschlagenen Wunde entsetzt und in zerzaustes Haar gerahmt.

Jeder der Bekommenen sah mit Entsetzen auf die tote Kuska, die man an das Fenster hielt; doch zeigte das Entsetzen auch Andacht und beifälliges Murren erhob seine weichen Flügel. Die Wächter türmten nach oben. Sie fanden das Zimmer verriegelt und mit Möbeln eng verbaut. Als es ihnen endlich gelungen war, hineinzubringen, schlug ihnen eige dicke Lohse Feuer entgegen. Kuska's Haus brannte in der Nacht bis auf die Asche herab und Kuska's kam nicht um ihren Scheiterhaufen.“

Nach einer kleinen Weile fragte Andreas den Nandra nach den geheimen Verbindungen, die solches Tun vollbringen. Aber er nickte nur und lenkte dann ab: „Es ist leibgeborener göttlicher Wille. Die fremden Behörden verdienen einen Brauch; aber er wird sich mit der Sicherheit alles Notwendigen selber durchsehen.“

### Geschändnisse.

Ich bin kein Freund von Stützgebenden. Er dieser Apfel schmeckt mich nicht. Am schändlichsten ist die Rede von mir um ein schändliches Gesicht.

Verdrückene Bekehrung. Sagt einer: „Cinen Augenblick Geduld, ich bin sofort zurück!“ — Verläßt dich drauf? Der tolle Kunde bleibt sicher eine halbe Stunde. Doch wird es umgekehrt gesehen. Doch er einmal ein wenig herum und wieder wartend werden muß. Ich weite, daß er voll barren. Nach wenigen Sekunden fährt: „Das dauert ja in Ewigkeit!“

Verteidigung. Verteidiger: ... Und was nun die große Zahl der Diebstähle anbelangt, so müssen Sie, meine Herren Beschwoeren, dem Angeklagten zugute halten, daß er eben eine äußerst glückliche Hand hatte. ...

Die Trillinge. Frau: Was, dieser Soldat ist schon wieder Ihr Bruder? Da haben Sie wohl drei Brüder in fast gleichem Alter?

Dienstmädchen: Ja, meine Mutter hatte mal keinige Trillinge!

Auch ein Vozug. Herr: Das Mädchen schiel ja. Vermittler: Was wollen Sie mehr? Da sieht sie über vieles hinweg.

Stoßfeuer. — Leutnant: „Sehen Sie mich diesen Morgen nicht an Ihrem Garten vorbeigaloppieren?“ Fräulein: „Gewiß; hätten Sie's doch in allem so eilig!“